

Feldherrn-Ende

Von Walter Hagen

Meines endet klein; was groß war will in Größe sterben. Als Größtes hat sich zu allen Zeiten der große Soldat gefühlt... und nicht mit Unrecht, denn er ist Verkörperung, eheliche Verlebung des obersten Gesetzes der Natur, das da Kampf heißt.

Wenn der Adler des Schicksals auf seinen Schwingen Sieg und Tod zugleich herbeiträgt, ist das Glück am Gipfel. Nur wenn es es verdrängt gewesen, so stark Nelson bei Trafalgar als ihn die Engel eines feindlichen Scharfschützen aus dem Wasse niederstreckte.

Und Herz greift des Mannsfelders Tod, des großen Protokollanten an dem dreißigjährigen Kriege. Nach Ungarn hatte er sich durchgeschlagen, wollte von dort mit seinem Heere nach Venedig. Auf dem Wege sah ihn das Rieher, warf ihn aus Sager. Als das Ende nahe ließ er sich die Mütze auflegen und erwartete, von zwei Getreuen gestützt, Kopf im Rosten, den Tod.

Ein Heldentod: in der dunklen Bawerrnhütte, mit dem Haupt an die Decke rührend, der nordische Mann in den dunklen Hirschknochen, trotzig den Gegner erwartend. Den Unbesiegbaren.

Des großen Kais, Gustav Adolfs Tod ist bekannt. Aber auch sein genialer Nachfolger Karl XII. hat königlich und selbstmännlich. Der Schwedische Nationalheld, der mit achtzehn Jahren bereits die Russenheere zertrümmerte, in genialischer Kriegsführung, begann nach einem dreizehnjährigen Könige mit Rußland, der Nordische Krieg genannt, einen neuen Kampf gegen Dänemark.

Am 11. Dezember 1718 traf ihn zur Nachtzeit im Schloßbrunngraben vor der königlichen Festung Frederiksborg die feindliche Kugel. Er hat ohne einen Laut, Erblassen, verflohen, wie er im Leben war, Einmühschritt die Höhe auf. Im Museum zu Stockholm bewahrt das schwedische Volk in Liebe die Gedenkstätte an ihn: der einfache, arbeitsvolle, sanfte Mannesrost, der feineren Abzeichen trug, der rüstige Mann, mit dem er, der Trauerfrohne, oft die Damen zum Strandeln brachte auf altem Parkett und der Dreißig, der vorn den Einfluß der tödlichen Kugel trug.

Die eines großen Mannes Haut zerföhlt. Größte Tragik bietet der Tod des Mannes, der des Korzes Brutalität mit seinem Geiste zerföhlt. Dessen Wirken wir geföhlt haben bis in die Schlachten des Weltkrieges hinein. Gebhardt von Scharnhorst.

Sieben Jahre hatte der niederföhliche Bayernföhne, der lange schon, ehe er unter Bernadotte Kabine trat, eine europäische Verühmtheit in der Feldherrnkunst war, für den Tag der Freiheit geröhlt und gewöhlt. Im Dunkel geheim, mit tausend Lügen und Bindungen, Verföhlagene, kaltenveröhliche Füge zeigt sein Wille. Er war der Mann mit der Waiste, der sein Glühers händigte, eisföhlichen Verstand bewachte — bis die Stunde kam. Und dann — als die Signale bei Lügen erklangen, als das Beck seiner Geistesföhne auf den Plan trat, sich zeigen sollte, was er geschöhnt — da trat ihn das Glück. Nun das Gröhste. Voll Angst um sein Volk wollte der Schwereföhne nach Wien, um Oesterreich zum Anschluß an Preußen, zum Kampf gegen Bonaparte mitzureisen. Bis Prag

Haben sie ihn geföhlt. Der 22. Juni sah hier sein Leben verföhlen. Seine letzten Worte galten dem Vaterland. Er hat Leipzig nicht mehr erlebt. Einer aber hat immer seinen Ruhm verlohnen. Nie den Sieg geföhlt, ohne des großen Heerföhners zu gedenken: Blücher.

Tausend Jahre sind vor dir wie der Tag, der gestern vergangen ist und wie eine Nacht. Klein erscheint alles und so groß Dänke, wenn das Gedächtnis an die Ewigkeit über uns kommt.

Dennoch: wir leben von Geschlecht zu Geschlecht, Tag an Tag reichend, Jahr an Jahr föhgend, bis wir dahinsinken. Im Ringen um Familie und Kinder, im Kampfe um das Land. Unsere Welt, die wir in unserem Lebensweg durchleben ist klein, aber es ist unsere Welt. Der wir Größe zu geben haben, wie wir es nur vermögen. Größe schafft Ehrföhrt und Ehrföhrt kommt aus der Ewigkeit. Und Größe liegt — so will es das Gesetz, wie unser Innerstes, wenn es klar und rein behöhgt — nur in einem: im Kampf.

So sei hier am Ende das Lied genannt, das eine Soldatenzeitung aus dem letzten Kriege auf den Tod eines Mannes brachte, der auch in Größe farb, des Mannesföhners von Kitzböhren. Es ist Wahrheit, Weltewahrheit in dem Liede: Nicht find's die Jahre, die Monate, die Tage, Die erst betöhnen des Lebens Wert. Nicht ist's die endlose Külle der Plage — Aber die Tat! Und das föhrende Schwert!

Schön ist's, als Greis auf die Jugend zu schauen, Schöhner noch föhren am Schmelzfeld, Stürmen und föhren und sterben im Blauen — Kein schön'rer Tod ist auf der Welt...

Das geföhlgelte Blatt

Deutscher, spiele deutsche Kartenspiele! — Der Stat ist das Nationalspiel des Deutschen

Von R. V. Nordhausen

Als Nationalspiel des Deutschen gilt der Stat. Wer in Andern, in Rußland, auf dem Balkan oder sonst irgendwo an der Front hand oder im Kasarett lag, wird bezugen, daß der Stat die Freiheit des deutschen Soldaten ausgeföhlt hat, und daß die „Spielchen“ anraten, daß sie bereiteten, daß ihnen die volle Hingabe der „Statbrüder“ geböhrt hat. — Diese Hingabe erklärt sich dadurch, daß Stat ein ungewöhlich anregendes, geistreiches und edles Spiel ist, das den deutschen Volksharakter widerspiegelt. Der Ernst und die Ausdauer des deutschen Menschen finden in diesem aufbruchsvollen Spiel ebenso ihren Ausdruck wie die Weisheit, die Entschlossenheit des Deutschen für alle erdenklichen Dinge.

Der abgekehrte Amerikaner spielt das behagliche Golf beim Schlehern über fatterne Rasenflächen, der Norweger vergröhlt sich beim Schach, dem heißföhigen Spanier ist der Scherzhaft Nationalspiel, der Sina des Engländers fand im Fußballspiel seinen Ausdruck — und der Deutsche hat den Stat, bei dem er nach alter deutscher Sitte mit Gleichgültigkeit und Gleichmütigkeit zusammenföhnen, zusammengehörigkeitsgeföhlt betonen und sich in einem anregenden Meinungs-austausch unterhalten kann.

Für die Gründlichkeit unserer Nation spricht, daß es über dieses vorbereitete deutsche Kartenspiel nicht weniger denn — 100 Lehrbücher, Ratföhlagelbücher usw. gibt. Die Kunst des Statspiels umföhlt allein 24 Seiten.

Leber werden trotz der alten deutschen Statandweise beharrlich französische Ausdrücke gebraucht und „französische“ Karten benutzt. Dabei handelt es sich um ein deutsches Spiel, das von einem Deutschen erfunden wurde (1817 in Altenburg) und fast ausschließlich und leidenschaftlich in Deutschland von Millionen Männern und Frauen gespielt wird: ja, auch von Frauen, im engeren Familienkreis, wie häufig beobachtet werden kann.

Im Jahre 1817 führte der königlich föhliche Hofadvokat Friedrich Ferdinand Hammel zu Altenburg das neue Spiel ein. Schon damals wurden diejenigen, die das Spiel nicht kannten, und sich nicht die Mühe gaben, es zu begreifen, die Ablehnung über das Spiel und die Hingabe der Spieler.

Damals wie heute gab es außer dem Stat leichtere, reine Zufalls- und Unterhaltungsspiele, und die ausländischen, zumal solche mit klangvollen Namen, waren und sind besonders beliebt. So „vornehm“ wie Rummikub oder wie Bridge föhngt Stat freilich nicht. Es ersetzt indessen den äußeren Glanz durch inneren Wert. Es verlangt scharfe Auffassung und geistige Beweglichkeit, da sich jedes Spiel auf die mannigföhigste Weise spielen läßt, sodah tatsächlich von einer „Kunst des Statspiels“ und von einem geistreichen Spiel gesprochen werden kann.

Nur eine Zahl als rein äußerliches Merkmal mag hier genannt werden: die Verteilungsmöglichkeit der 32 Blatt der Statkarte und die Möglichkeit der Farben-, Groß- und Nullspiele ergibt eine Verschiedenheit von 10 Septillionen Spielen, d. i. eine föhllige Zahl.

Die Zahl von über 100 Statbüchern findet ihr Gegenföhrt in einem Denkmal für das deutsche Nationalspiel Stat. Im Jahre 1906 wurde in der deutschen Statstadt Altenburg in Thüringen, auf dem Brühl, gegenüber dem früheren Seiden-dorf'schen Palais, ein Statbrunnen errichtet. Da haben die vier Buchen (Bensel) der Statkarte in ihrer, jedem Statspieler vertrauten Gestalt im gegenseitigen Kampf. Im Volksmund heißt der Statbrunnen der „Brügelbrunnen“.

Sobann besteht in der behöhigen Reichensstadt Altenburg ein Stat-Museum. Das hochföhgende Altenburger Schloß, das von seinem hohen grauen Barturm überragt wird, birgt dieses einzige Spielkarten-Museum der Welt. Die Schauhalle des geföhlgelten Blattes zeigt in reichhaltiger Sammlung alte Kupferföhne, Stahlföhne und Holzföhne von Kartenspielen aller Zeiten und Völler, die Werkstattanrichtung eines alten Kartenmachers und reicht bis zur ehrwürdigen Statkarte unserer Feldherren, die sie sich selbst im Schloßengraben geföhrt hatten, und mit denen sie manche Stunde anregend ausgeföhlt haben mögen.

Der Stat hat seine Hundertjahrfeier hinter sich. Er ist ein altes Spiel. Man hat das Fest in Altenburg damals groß geföhrt. Statföhler wurden dabei geföhngt, Statmärkte beim Umzug geföhrt, Stat-Wühnenföhne aufgeföhrt. Aber außer den bei dieser Gelegenheit und auch zu anderen Zeitpunkten tagenden Stat-Kongressen besteht ein Statgericht in Altenburg, das jeder bei Entscheidungen über Spielregeln und Streitbewerbe anrufen kann als höchste und letzte entscheidende Stelle.

Die Dichter haben den Stat verherrlicht, das Spiel mit dem geföhlgelten Blatt, das so anregend, fessend und ergöhlich ist, daß Dauer-Statler entföhnden und Kiebtige gebannt den spannenden Sta-Kämpfen zuschauen.

Da föhngt ein Dichter: „Greife, germanischer Mann, nach des Tages Geschäften und Sorgen Vern um geföhlgeltes Blatt, mich es und richte den Stat; Aber der Zeitverlust — nie werd' er zur Zeitvergebung! Spiele Du selbst mit dem Spiel, nimmer das Spiel doch mit Dir!“

Und über die „Statler um jeden Preis“, jene, die an jedem Ausföhngsort, beim Saunern im Walde, auf den Dampfern, sogar im Eisenbahnabteil, hant zu schauen oder zu röhnen, dem Statspiel fröhnen, schreibt Johannes Trojan, nachdem er in weiteren Versen die drei Statspielenden Männer im Seebadwäffer, in der Baumannsböhle und auf des Faulhorn's Höf' bedachtet hat und die drei bei der Flucht ins Schattenreich auch antrifft:

„O sag, wohin kann der Mann noch gehn, um nicht drei Männer beim Stat zu sehn?“

Wer vom Preis-Stat und dergleichen Ausföhngföhnen des edelsten Kartenspiels höret, mag bedenken, daß es überall Ausföhngföhne gibt oder gegeben hat. Eines ist indessen sicher, daß wenig Spiele überhaupt, bestimmt kein anderes Kartenspiel, in gleichem Maße zum Nachdenken anregen, zur Entföhngföhnebestimmtheit bestimmen und im Rechnen und Üben wie gerade das Statspiel, das Nationalspiel der Deutschen!

Deutscher, spiele deutsche Kartenspiele!

bringl der Weihnachtsmann Nur deutsche Gaben



Er nahm sie unter seine Fittiche und führte sie zur Personalstelle, wo sofort der Vertrag gemacht wurde.

Peter nahm ihn an sich und fuhr den Personalchef grob an, als dieser ihm schüchtern einwendete, daß der Herr Generalkonful die Verträge immer selbst unterzeichnet habe.

„Meine Sache, Herr Schalkbeiß!“ Hanni folgte ihm gehorsam in das Zimmer des Bruders Erwin von Bessert, der die „Elegante Woche“ der Berliner Post leitete.

Erwin von Bessert war ein langausgeföhnter bla-fierter Herr, hypermodern, elegant bis auf die Krabatte geföhlet.

Verwundert sah er auf den Bruder und das schöne Mädchen. „Norjen, Erwin! Geflatte, Fröhlein Jungbann's, die ich eben engagiere! Sei so nett und untermale mal mit!“

„Erwin sah ängstlich auf den Vertrag. „Ja... aber, Peter... Du weißt doch, daß Fred immer...“

„Fred ist nicht da! Das Engagement muß aber sofort getöhgt werden, wenn wir das föhfbare Interview mit dem amerikanischen Außenminister noch in die Nummer von heute haben wollen!“

Er erzöhlt dem Bruder ausführlich davon. Erwin war beruhigt. „Dann ist es etwas anderes.“ Und er unterföhrieb.

Peter nahm Hanni beim Arm und schob sie fast zur Türe hinaus.

„Uff! Jetzt kommen Sie mit in mein Tuskulum!“ Hanni wurde dort Fröhlein Bergmaier vorgeföhlt.

„Sie wissen doch schon, Fröhlein Bergmaier, daß Sie Fröhlein Müller, die zum 1. Juni geht, erledigen werden!“

„Nawohl!“

„Fröhlein Jungbann's, die Ihre Stellung annehmen wird.“ Sie sind beide nette Menschen und hoffe, daß Sie hier recht gute Freundinnen werden.“

Else Bergmaier war ein ernstes sympathisches Mädchen.

Sie reichte Hanni die Hand und hieß sie herzlich willkommen.

Hanni merkte gleich, daß sie ihr herzlich entgegen kam und hatte Vertrauen zu ihr.

„So, fein, und jetzt darf ich wohl das föhfbare Interview erhalten?“

Da gab es ihm Hanni.

Peter zog sich in sein Arbeitszimmer zurück und stürzte sich auf das sein föhberlich mit Maschine geschriebene Manuskript.

Als er zu Ende war, da war er reißlos begeistert, denn das Interview war Wort für Wort ohne Streichung zu verwenden.

Dazu war der Ton so frisch, so angenehm, nirgends trocken, die Persönlichkeit des Amerikaners schälte sich klar und plastisch aus dem Interview heraus.

„Und jomaz kann ein Mädchen, das noch nie in den Zeitungsbetrieb hineingeroden hat! Rabelhaft!“

Als er zu den beiden Mädchen heraustrat, sagte er zu Hanni, ihr die Hand reichend: „Glückauf, Fröhlein Jungbann's. Das Interview ist glänzend und Wort um Wort zu verwenden. Ich danke Ihnen. Ich weiß, daß auch wir gut zusammenarbeiten werden. Am liebsten behielte

ich Sie gleich hier und Fröhlein Bergmaier arbeitet Sie ein.“

„Damit bin ich gern einverstanden.“

„Abgemacht! Sie bleiben da! Die wenigen Tage bis zum 1. gehen auf freie Vereinbarung. Und... was wollen Sie für das Interview haben?“

„Habe ich ja schon: mein Engagement!“

„Nein, nein, das wird extra bezahlt. Das ist uns viel wert. Sind Sie mit zweihundert Mark zufrieden?“

„Mit jedem Betrage!“

„Bon, ich schreibe Ihnen gleich eine Anweisung an die Kasse.“

Hanni hatte eine gute Lehrmeisterin. Das stille Mädchen führte sie willig in alles ein und Hanni begriff sofort, sie hatte einen hellen Kopf.

Mittags gegen halb drei Uhr trat der Generalkonful plötzlich in das Zimmer. Als er Hanni sah, die ganz blaß geworden war, sagte er. „Aber er sagte nichts, trat in das Zimmer seines Bruders.“

„Mahlzeit, Peter!“

„Mahlzeit, Fred!“

„Sag mal, was soll denn das heißen... Du hast das Mädchen engagiert, ohne mich zu fragen?“

Unwille war in seiner Stimme.

„Beruhie dich man, Bruderherz, es ging nicht anders. Du warst nicht da. Hast du übrigens das Interview mit Sanderson gelesen?“

„Aberdings, das ist fabelhaft.“

„Stammt von dem bewöhnten Mädchen, das ich engagiert habe!“

„Was! Du willst mich wohl verröhnen?“

Fortsetzung folgt.



# Die SA erobert Berlin

Ein Tatsachenbericht von den Kämpfen der NSDAP um die Reichshauptstadt von Wilfrid Bade.

Copyright 1933 by Verlag Koenig & Koehler, Berlin, S. M. H. E., München

11

Und er geht ein bißchen näher mit Hermann heran.

Plötzlich knallt es und Landjäger und Kommunisten machen einen netten, kleinen Sturm auf das Schützenhaus. Aber Türen und Fenster dort sind fest verbarrikadiert und den Sturm kriegen sie nicht heraus.

„Wo der sitzt“, sagt Schulz halblaut, „da bleibt er auch sitzen und da müssen erst mal mit Handgranaten, Minenwerfern und Flammenwerfern kommen und die habense Jott sei Dank nicht bei die Hand.“

Dann püßern die beiden harmlos ein bißchen um das Schützenhaus herum, aber auch an der Hinterseite ist nichts zu machen, auch hier stehen Landjäger und Kommunisten und überdies lauft ein Bierglas aus dem Schützenhaus haarsträubend am Kopfe von Schulz vorbei.

„Schade!“ brüllt er verärgert hinüber, „wenn er meint, daß es schade sei, daß dieses schöne Glas nicht an einem Kommunistenloft gelandet sei. Sie ziehen sich beide wieder in Deckung zurück und Schulz zerbricht sich den Kopf, wie er da eingreifen könnte. Verdammt und jugendlich, hier muß er doch eingreifen! Hier muß doch etwas geschehen, zum Teufel!“

Und dann kommt ihm eine ganz blödsinnige Idee, über die er selber lachen muß, aber innerlich kann man die Sache mal probieren. Und er packt Hermann am Arm und sie verschwinden im nächsten Gasthof. Dort hängt sich Schulz fromm und frech an die Telefontruppe.

Und ruft fromm und frech die Reichswehr an. Verlangt den wachhabenden Offizier.

„Wie bitte?“ fragt der Offizier entgeistert zurück. „Landjäger und Kommunisten zusammen! Das ist wohl nicht gut möglich, lieber Mann.“

„Schön“, antwortet Schulz, „dann geht eben die Wade in Brüche und dann lieb Heimatland ade.“

„Gut“, sagt jetzt der Offizier am anderen Ende zögernd, „ich werde Meldung machen.“

Schulz und Hermann tippeln wieder zum Schützenhaus zurück. Die Belagerung ist weiter gegangen, Ritten unter den Kommunisten stehen die beiden und warten, was geschehen wird. Vielleicht hat der Reichswehroffizier Murr in den Knochen und kommt mit der Waage. Vielleicht darf er das gar nicht. Vielleicht... vielleicht...

In diesem Augenblick öffnet sich im zweiten Stock im Schützenhaus ein Fensterladen und eine Serie von Biergläsern kommt angepöflet und im selben Augenblick hat Schulz wiederum einen blödsinnigen Einfall. Er stümmert sich gar nicht um die bestehenden Säfer, sondern sieht scharf hinauf zum geöffneten Fenster und dann hebt er den rechten Arm hoch und grüßt.

Und ruft den Arm.

Die Kommunisten haben nichts gemerkt. Aber Schulz hofft, daß sie da oben etwas gemerkt haben.

„Wenige sind ganz und gar dämlich sind, wissen sie Bescheid, daß hier zwei sind“, knurrt er. Hermann ist die Spude bei diesem gewagten Unternehmen weggeblieben.

Es vergehen einige Minuten und dann heißt Schulz, wie sich im Erdgeschoß ein Laden langsam öffnet und wieder reißt Schulz den rechten Arm hoch, es ist ihm jetzt vollkommen schuppen, was die Kommunisten dazu sagen werden, wenn sie es bemerkt haben. Und wenn die ganze Meute über sie herfallen wird.

Gespannt starren die beiden auf das Haus. Und jetzt öffnet sich wahrhaftig die Tür unten.

„Los!“ brüllt Schulz und die beiden jagen in langen Schritten auf das Haus zu und bevor die verdutzten Kommunisten kapieren, was da vor sich geht, sind die beiden in der aufgerissenen Tür verschwunden.

Die Tür wird wieder zugeschlagen und verriegelt. Schulz und Hermann atmen noch heftig von dem talenden Lauf.

Im Halbdunkel des Korridors steht ein blutjunger Mensch vor ihnen, noch jünger wohl, als Hermann.

„Ich heiße Horst Wessel, Sturm 1“, sagt er. „Sehr angenehm“, merkt Schulz vergnügt los, „Schulz mein Name und das ist Hermann...“

„Ich werde dem Sturmführer melden“, unterbricht ihn Wessel kühl und geht weg.

Es wurde mit den beiden nicht viel gesprochen, denn draußen ging die Teufelei wieder los. Es begibt sich eine reelle Schieflerei.

„Ich habe die Reichswehr angerufen“, meldet Schulz zögernd und der Sturmführer nickt.

„Das habe ich auch gemacht. Die Apparate hier gehen noch.“

„Na also, denkt Schulz zufrieden, dann habe ich ja gar keinen Blödsinn gemacht.“

Und dann begibt er sich mit Hermann auf die Suche nach dem jungen Menschen, der sie ochtin unten im Flur empfangen hat.

Horst Wessel hieß er ja wohl. Und dieser junge Mensch hat auf Schulz einen ganz großen Eindruck gemacht. Er weiß selber nicht, warum, er hat ihn nur einige Sekunden gesprochen.

Aber trotzdem...

Nach einer halben Stunde ist die Reichswehr da.

Sie geht nicht sehr brüderlich mit den Kommunisten um, sondern sehr unbrüderlich, und sie ist auch zu den Landjägern nicht besonders höflich, sondern, um es genau zu sagen, von allergrößter Grobheit.

Dann klopft es an das Tor des Schützenhauses.

Der Sturm 1 ergibt sich der Reichswehr. Links und rechts von den Soldaten begleitet, marschiert der Sturm 1 zum Bahnhof.

Als der Zug anfährt, hebt der Reichswehroffizier langsam seine Hand zum Helm und läßt sie dort, bis der letzte Wagen vom Bahnsteig verschwunden ist.

Es sind zusammen in ein Abteil geraten: Hermann, Schulz und Wessel.

Während der Zug heimwärts rastet, sitzen sie in einer lebhaften Unterhaltung zusammen.

Wovon sie reden?

Gott, sie reden von der SA, von den Aufmärschen, vom Führer und vom Doktor Goebbels. Wovon sollten sie auch sonst reden, die SA-Männer?

Sie tauschen ihre zahlreichen Erinnerungen aus und Schulz erzählt zum Beispiel von dem ersten Marsch der SA durch das rote Reußfeld.

Der junge SA-Mann, der Horst Wessel heißt, hört andächtig zu, nur manchmal sieht es so aus, als wolle er den Kellereu unterbrechen, das eine oder das andere bekräftigen oder eine Frage stellen, die Erzählung scheint ihn auf das Heuerste zu erregen.

Schulz erzählt:

„Das war ja heute beinahe nicht und wenn die dämlichen Landjäger nicht gewesen wären, hätten wir die Kommune uffn Arm genommen, fertig ab und wir wären längst bei Mutter. Aber ich hätte mal erleben sollen November 23, als Geher seinen blödsinnigen Befehl lösch, mal durch Rixdorf zu püßern — das heißt, so blödsinnig war er ja nicht, er war goldrichtig, er war eine bodenlose Frechheit, ich weiß noch wie heute, der war eigentlich so richtig der Anfang von's Janze — also 11. November Treffen Bahnhof Kaiser-Friedrich-Strasse. Schon saul, Mensch, stell dir vor, so in Uniform und dann erst mal hinkommen allein zum Bahnhof Na, und so war er denn ja auch. Die ersten Jungens, die ankamen, hatten alle, eener wie der andere, verbundene Köpfe. Aber sie waren wenigstens da, und dann kamen immer mehr und schließlich waren wir so 300 Mannesens. Um uns rum lebte die Kommune und machte Eieroochen und jeder suchte sich einen von uns zum Uffressen aus. Das ist nicht gleich an Ort und Stelle der Maul uff machen und züßfen, der war weiter nich davunderlich. Wir kennen ja die Brüder, die wollen erst mal ein bißchen freude an die Sache haben.“

„Na ja und denn ging's los!“

„Anzieten! Achtung! Reihen — na und so —“

„Und dann!“ wirt Wessel ungeduldig ein.

„Schupo keine?“ fragt Hermann.

„Rein und ja“, fährt Schulz fort, „erst fing es nicht los, er ging nämlich überhaupt nicht los, vafschte, Schupo war selbstmurmeln keine da, hatten ihr Köppchen zu lieb und wat sollte ihnen der äbel nehmen, Mensch. Schupobereitchaft Reußfeld is heute noch ein Todeskommando.“

„Na, wir trommelten also ganz mächtig und die Kommune brüllte um uns herum und so marschierten wir mitten in den dicksten Dreck hinein.“

Und von Querstraße zu Querstraße wurde die Sache kühler. Die niedlichen Kommunistenweiber schrien wie die Iren aus allen Fenstern und uff die Straße wurde die Gasse, die der Volk links und rechts machte, verdammt enge. Na, nu würden wohl bald anpacken. Von unsere Trommeln war überhaupt nicht mehr zu hören. Wir marschierten bloß noch nach dem Hoch- und Niedergeräusche der Kommune. Die hatten noch einen Takt und da marschierten wir eben danach, der ging ganz ordentlich.“

Und weißte — mit dem Singen — da war der man auch so ne Sache. Nimmlich mau. So richtige Lieder, wo man jeden die Internationale hätte mit an können, die hatten wir ja nu eben nich und —“

„Das ist es!“ unterbricht ihn Horst Wessel aufgeregt, „das ist es nämlich! Das habe ich schon so o pfunden! Da marschierst du nun und alles ist ganz hübsch und ganz gut und du fangst die wunder vor — und mit einem Male fängt die Wande das Singen an: die Internationale — erkämpft das Menschenrecht — es ist schon etwas dran an dem Lied, daraus könnt ihr euch verlassen, das ist gar nicht so ohne, das Lied, das hat seinen Schwung und da sitzt was drin in der Melodie — und die reißt mit auf — auf zum letzten Gescheh! — Jawohl!“

„Na, na!“ macht Hermann ungläubig, aber Wessel blüht ihn während an.

„Das weiß doch jeder von uns, Mann Gottes! Da haste eine große Versammlung, schön. Du redest und redest und bist im Schwung und dann kommt ein roter Redner auf's Podium und debattiert einen heißen Mist zusammen und du freust dich schon auf den Augenblick, in dem du den Herrn im Schlusswort zudecken kannst — und dann fangen sie auf einmal an zu singen: Völler, hört die Signale! Ruf zum letzten Gescheh! Und dann singen tausend Mann dir die Ohren voll und haben alles vergessen, was man ihnen soeben mählig auseinandergesetzt hat. Und sie hatten schon manchmal ganz beifällig gemurmelt! Aber wenn sie dieses Lied hören, werden sie wie berückt, und wenn du dir den Mund freuzig geredet hast — sobald einer das Lied anstimmt, hast du umsonst geredet, alles in die hohle Hand. Ich weiß doch, ich habe das doch schon erlebt: ganze Versammlungen waren umsonst, nur weil die Internationale so einen kolossalen Schwung hat. Rapiert ihr das!“

„Sicher“, gibt Hermann zögernd zu, „aber wir haben doch noch Lieder, Mensch!“

„Nieder! Nieder! fährt Wessel wieder auf, „natürlich haben wir Nieder! Eine ganze Menge sogar! Aber ich will euch was sagen: uns fehlt das Lied! Jawohl, das eine große Lied, mit dem wir die Internationale an die Wand drücken können. Wir mühten auch so eine Internationale haben und die würde natürlich Nationale heißen, das fehlt uns nämlich.“

„Da haben wir doch das Deutschlandlied“, sagt Hermann nachdenklich.

Wessel merkt, daß sie noch nicht ganz genau wissen, woraus es ihm kommt und jetzt gerät er in Schwung und Feuer, denn er redet sich jetzt ein Problem von der Seele, aber das er schon lange nachgedrückt hat und das ganze Abteil hört zu, aus den Nebenabteilen kommen sie geklettert und schließlich ist er umringt von einer andächtigen Zuhörerschaft.

„Das Deutschlandlied“, erklärt er, „das Deutschlandlied ist für die Feiern da, versteht ihr? Aber es ist nichts für eine Versammlung dicht vor einer Saalkschlacht! Gar nichts!“

„Mit dem Deutschlandlied kannst du niemals gegen die Internationale antommen und unser SA-Lied: „Noch ist die Freiheit nicht verloren, solange ein Herz sie heiß begehrt“ — das ist wundervoll, aber es ist viel zu schwer, und was haben wir weiter noch — vielleicht: „Hakenkreuz am Stahlhelm!“ — Was heißt hier Stahlhelm, wir müssen ein Lied haben, das für uns alle gilt, hier muß was her für alle und nicht nur was aus dem seligen Klapp-Busch!“

Sie sind still geworden im Abteil.

Dann sagt Schulz langsam: „Det is ja nich so ganz unrichtig. Aber wir haben eben leeds und wir können doch leins machen. Wenn kommen soll, mein Junge, dann is er auf einmal da, da brauchste keine Waage zu haben. Sowat is auf einmal da. Dichten tan man so wat ja nich. — Und nun weiter — wie wir da am Hermannplatz sind, wird dem Fahnenträger ziemlich mulmig und er fängt fachte an, das Tuch einzurollen. Immer so pd-a-pd, vafschte. Erst dachten wir, det is der Wind, der die Fahne mal ein bißchen zusammenrollt, aber denn wurde uns die Sache dunkel und der Geher freit vor und redet mit dem Jungen mal fraktur — na und denn statterte sie ja auch wieder ganz lustig.“

Und denn kam Schupo und riegelte den ganzen Zug von die Zuschauer ab.

Und so sind wir heil durchgekommen. Die Kommune zerplatzte vor Wut, kann ich euch käftern.

Und später haben wir dann so bislen mit Rollkommandos Ordnung gemacht, aber der Marsch war doch der Schönste.

Wah, det se nachher, als wir am Halleschen Tor auseinandergingen, die Straßenbahnen fiktanten, wo wir einzeln nach Hause futschierten, det war weniger schön. Det war echte, feige Kommune. Solange wir marschieret sind, hat sich keiner herangetraut, aber als jeder alleine war, da gab's auf einmal dreißig Verlepte.“

Schulz ist mit seiner Erzählung fertig und sie sitzen eine ganze Weile schweigend. Genau so und so ähnlich hat jeder von ihnen schon ein Erlebnis hinter sich und nicht umsonst

und ihre Gesichter hart geworden. Mit der SA sind.

Dann läßt der Zug in Berlin ein. Sie sehen die schwarzen, rauchverlehten, trostlosen Hinterhäuserfronten und dieser Anblick macht sie nicht gerade froh.

Wessel deutet hinaus auf diese Fronten, von denen der Puh abfällt und an denen die Fenster blind sind und nur bisweilen ein blaßes Kindergezicht zu sehen ist.

„Die Leute da müssen wir haben“, sagt Wessel plötzlich in die Stille hinein, „die da drin wohnen, die müssen wir bekommen. Die erwarten nichts mehr vom Leben und die müssen wieder eine Hoffnung kriegen. Die Arbeiter da, die müssen wir uns holen —“

Sie nickten ringsherum und dann steigen sie aus und gehen auseinander vor dem Stettiner Bahnhof.

Horst Wessel, Schulz und Hermann.

Und dann kommt ein Tag, an diesem mar- schiert die Standarte 4 vor das Karl-Liebknecht-Haus.

Das Haus, in dem das fanatische Herz des deutschen Kommunismus rasend und unaußdrücklich schlug, in dem die Zentrale des verdammtesten Ider untergebracht war, in dem das Hauptquartier für die Bolschewisierung Europas Tag und Nacht mit allen Mitteln skrupellos arbeitete.

Hätte die Weltpresse begriffen, was an diesem Tage vor sich ging und welche ein Bedeutung dieser Marsch hatte, sie hätte Hunderte ihrer besten Reporter mobil gemacht und von ihnen diesen Marsch der Standarte 4 begleiten lassen.

Denn die nabeamale Vorhut Europas trat an gegen den blutroten Stern Lenins, der verlorenen deutsche junge Hause machte sich zum Sturm bereit, die Standarte 4 zog zur feierlichen Demonstration gegen die Ver- nichtung der heiligsten Begriffe.

Hätte die Weltpresse begriffen, welche ungeheure Gefahr der Bolschewismus für Europa und die Welt bedrohte, hätte sie nicht nur geistreiche und interessante Berichte aus Sowjetrußland gebracht, hätte sie darüber hinaus den Verwesungsgeruch gerochen, der aus dem Osten heranschwellte — sie hätte mit den richtigsten Lieberchristen und in langen Berichten von dem Marsch der 600 SA-Männer gegen die KPD, erzählt.

Aber die Weltpresse war instinktiv. Sie begriff nicht, daß hier eine Hand voll entschlossener Männer eine alte Kultur vertheidigte und eine ernste Drohung demonstrierte gegen die Verbrecher und Narren, die an diese Kultur ihre Krallen legten.

Die Standarte 4 nimmt keine anderen Waffen mit, als ihre ernsten und entschlossenen Gesichter. Sie wissen wohl, in welche verhängnisvolle Gegend sie der Marsch führt: das Karl-Liebknecht-Haus steht auf dem Balowplatz, im nördlichen Zentrum Berlins.

Bevor sie zu diesem Marsch antreten, spricht der Standartenführer Breuer einige wenige Worte zu ihnen: Die Kommunisten werden versuchen, zu stören. Demgegenüber hält die SA, eiserne Disziplin. Unter allen Umständen wird die geschlossene Marschordnung aufrechterhalten. Wenn wir angegriffen werden — dann — die Reihen dicht geschlossen! Und nun — die Fahnen hoch! — Standarte 4 — Marsch!!!

Im Sturm 1 zuckt plötzlich ein junger SA-Mann heftig zusammen. Was hat der Stal Breuer loben für Worte gebraucht?

„Die Reihen dicht geschlossen — die Fahne hoch!“

Und in dem SA-Mann Horst Wessel schlägt plötzlich eine Flamme hoch. Diese Worte sind doch wie ein Lied! — ein Lied! — ein Lied, denkt er vertäubt und marschieret wie im Taumel mechanisch mit — die Reihen dicht geschlossen — die Fahne hoch — so ungefähr müßte das Lied lauten und dann — die braunen Bataillone — und Hoffnung und Zuversicht — brüllt nur „Nieder!“ ihre Burtschen da — hängt nur die ellenlangen Spruchbänder um euer Liebknecht-Haus — hängt nur euer Sowjetfahne überall heraus — bald klattern Hisselrahnen über allen Strohen — ja, so ungefähr müßte das Lied sein.

Der SA-Mann Horst Wessel kommt von diesem Marsch vollkommen abwesend nach Hause. Seine Hände sind trocken und heiß und sein Kopf glüht.

Er spricht kaum ein Wort dabei, sieht da und brütel, und mitten in der Nacht fahren sein Bruder und seine Schwester in ihren Zimmern aus dem Schlaf.

Was ist um Gottes willen in Horst gefahren? Witten in der Nacht spielt er Klavier und singt dazu!!!

Sie klettern aus den Betten und lauschen eine Weile und dann gehen sie hinunter zu ihm, legen ihn über den gewühlten Kopf hinweg, indem er immer weiter singt und sie verfluchen, auf dem unleserlichen Notenblatt den Text zu entziffern und es dauert gar nicht lange, da singen sie mit. Sie singen ein tunfelsnagelneues Lied, das ihnen sofort merkwürdig nahe geht, es hat etwas von einem aufreizenden uralten Landsknechtsgesang und einem sehnächtigen uralten Volkslied zugleich.

(Fortsetzung folgt.)

